

Zwischenhalt:

Gespräch mit Beat Grögli, Priester des Bistums St. Gallen

aus: A. Bünker/R. Husistein (Hg.), Diözesanpriester in der Schweiz. Prognosen, Deutungen, Perspektiven, Zürich 2011, S. 125-132

Herr Grögli, Sie sind nicht nur in den St. Galler Pfarreien Rotmonten und Heiligkreuz als Kaplan tätig, sondern betreuen auch die Wallfahrtskirche Heiligkreuz. Was ist das Besondere an diesem Ort?

Ich habe nach meinem Theologiestudium und ersten Erfahrungen in der Pfarreiseelsorge in Rom eine Zusatzausbildung in Psychologie absolviert. Ich finde den Menschen unglaublich spannend. Besonders interessiert mich der Dialog zwischen Spiritualität und Psychologie. Nach meiner Rückkehr aus Rom habe ich einen Ort gesucht, wo ich diesen Bereich spezifisch in meine Arbeit einbringen kann. Dies ist in der Wallfahrtskirche Heiligkreuz möglich. Die Kirche gehört nicht zu einer Pfarrei, ist aber in die Seelsorge im Osten der Stadt St. Gallen eingebunden. Die Wallfahrtskirche wurde lange von den Kapuzinern betreut – bis sie sich zurückziehen mussten. Bereits zur Zeit der Kapuziner hatte das Sakrament der Versöhnung hier einen wichtigen Platz. Dies führe ich mit einem Beichtangebot weiter. Zudem kann ich hier in der Einzelseelsorge einen schönen Akzent setzen. Es kommen viele Leute hierher, die ein Beratungs- oder Begleitungsgespräche möchten – auch von ausserhalb der Pfarrei.

Das Bistum St. Gallen gehört zu jenen Diözesen in der Schweiz, die am meisten unter dem Priestermangel leiden. Sie selber sind mit 40 Jahren einer der jüngsten Diözesanpriester des Bistums. Wie sehen Sie selber die Zukunft der Diözesanpriester in Ihrem Bistum?

Ich habe trotz des Rückgangs keine Angst, dass es plötzlich keine Priester mehr geben wird. Das Evangelium in dieser Welt zu leben versuchen, das ist eine bleibende Aufgabe, die auch nicht von einer bestimmten Anzahl Priester abhängig ist. Aber es ist schon so, dass sich durch den Rückgang der Priester unsere Arbeitssituation stark verändert hat. Ich sehe eine grosse Gefahr darin, dass der Priester im Sinne einer Spezialisierung nur noch dort einsetzt wird, wo es ihn unbedingt braucht, d.h. für die Sakramentspendung und dort v.a. für die Eucharistiefeier. Das ist eine grosse Verarmung für den priesterlichen Dienst, denn auch die Sakramente müssen in einen grösseren Kontext eingebettet sein, in die Beziehungsarbeit, in die Begleitung von Gruppen. Wenn das wegfallen würde und der Priester nur noch rasch zur Sakramentspendung hinzukäme, dann wäre das für mich sehr unbefriedigend.

Ist das heute schon so? Sind Sie bereits ein reiner Sakramentspender?

Im Moment ist es noch nicht so. Aber ich merke, dass man sich wehren muss, damit es nicht so wird, z.B. in Anstellungsgesprächen. Auch im Seelsorgeteam müssen wir immer wieder einbringen, dass wir nicht nur auf die Sakramentspendung reduziert

werden, sondern auch noch andere Dienste tun möchten. Ein Priester muss heute viel mehr wissen, was er will und was nicht und das auch benennen. Meine Erfahrung ist, dass wir dann auch gehört werden.

Das Priesterbild hat sich in den letzten Jahren stark verändert. Es besteht heute eine grosse Verunsicherung darüber, was denn ein Priester und vor allem auch ein Diözesanpriester sein soll. Wie sehen Sie seine Rolle und Aufgabe – auch im Vergleich zu anderen kirchlichen Berufen?

Mir kommen dazu zwei Begriffe in den Sinn, die mir gefallen. Wir reden ja vom *Welt*-priester. Im Mittelalter wurde auch vom *Leut*priester gesprochen. Das ist also jener Priester, der in der Welt und bei den Leuten ist. Der Pastoraltheologe Paul Zulehner spricht in einer seiner Priesterstudien von vier verschiedenen Priestertypen. Was unterscheidet diese? Zulehner macht dies fest an einer Ellipse mit den beiden Brennpunkten „Welt“ und „Evangelium“. Auf der einen Seite gibt es Priester, die sehr stark in der Welt stehen. Man kann sagen, dass sie manchmal fast „verweltlichen“. Auf der anderen Seite gibt es Priester, die sich stark gegen die Welt abgrenzen. Und dann gibt es die beiden Typen in der Mitte. Dort finde ich mich. In dieser Spannung zu stehen, das finde ich eine spannende Aufgabe. Das bedeutet, sich zum einen immer wieder zu fragen, wie das Evangelium in dieser Welt gelebt werden kann, zum anderen auch hinzuhören, was die Welt mir für meinen Glauben zu sagen vermag. Das ist durchaus gegenseitig. Es ist ein Dialog.

Wie verändert sich die Identität der Diözesanpriester durch die Errichtung der Seelsorgeeinheiten und Pastoralräume?

Die Identität des Diözesanpriesters hängt stark vom Selbstverständnis der Pfarreien ab. Diözesanpriester sein hiess früher Pfarrer *einer* Pfarrei zu sein. Daneben gab es noch Priester mit speziellen Aufgaben. Das war das klassische Modell, das es so im Bistum St. Gallen nicht mehr gibt. Heute ist man Pfarrer einer Seelsorgeeinheit, die aus fünf, sechs Pfarreien besteht. Es gibt dabei unterschiedliche Modelle, wie sich der Pfarrer in einer Seelsorgeeinheit verorten kann. Er kann zum Beispiel in allen Pfarreien gleich präsent, aber nirgendwo Pfarreibeauftragter sein, wie der Verantwortliche für eine Pfarrei im Bistum St. Gallen heisst. Oder er kann in der Zentrums-pfarrei die Aufgabe des Pfarreibeauftragten übernehmen und von da aus auch in die kleineren Pfarreien gehen und dort Dienste übernehmen. Ich meine, dass das Konzept der Seelsorgeeinheiten ein Übergangsmodell ist, hin zu Grosspfarreien.

Wie unterscheidet sich denn eine Grosspfarre von einer Seelsorgeeinheit und weshalb ist die Grosspfarre das bessere Modell?

Die Seelsorgeeinheit ist ein Verband von mehreren Pfarreien, die aber ihre relative Selbständigkeit behalten. Organisatorisch wurde mit den Seelsorgeeinheiten über die bestehenden Strukturen einfach noch einmal etwas darüber gelegt, die alten Strukturen aber bestehen gelassen. Es ist dabei nicht vorgesehen, dass eine Seelsorgeeinheit ein Zentrum hat. Das macht die Arbeit kompliziert und die Organisation aufwändig. Man kann es auch spirituell oder theologisch anschauen. Ich glaube, es braucht

eine Mitte. Es braucht einen starken Ort, an dem die Kirche stark sichtbar wird und nicht überall nur ein wenig. Um es etwas salopp zu sagen: Wir gewinnen nicht sehr viel, wenn wir den Sirup bloss verdünnen, dann haben wir überall ein wenig. Ich glaube, dass es in Grosspfarreien einen starken Ort, ein Zentrum braucht. Solche starken Orte können neben den Pfarreien auch Klöster sein. Diese bekommen dadurch noch einmal eine neue Bedeutung.

Wie soll aus Ihrer Sicht das Bistum oder auch die Kirche ganz allgemein auf den Rückgang an Priesterberufungen reagieren?

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, die in Betracht gezogen werden können. Die jüngeren Priester in unserem Bistum haben zum Beispiel darüber diskutiert, ob man systematisch Diözesanpriester oder Seminaristen aus dem Ausland anwerben soll. Ungefähr zeitgleich zu dieser Diskussion wurde eine Studie der Deutschen Bischofskonferenz zu diesem Thema veröffentlicht, deren Ergebnisse doch sehr ernüchternd sind. Wir waren uns deshalb einig, dass dies für das Bistum nicht der geeignete Weg ist. Dass einzelne Ordensgemeinschaften Ordensleute ihrer Gemeinschaft aus dem Ausland in die Schweiz holen, die dann auch in den Pfarreien des Bistums ihren Dienst tun, das ist etwas anderes. Aber dass die Diözese systematisch Diözesanpriester aus dem Ausland anwirbt, ich glaube nicht, dass dies die Lösung ist.

Andere Bistümer machen ja genau das, zum Beispiel das Bistum Lugano. Weshalb ist das keine Lösung für das Bistum St. Gallen?

Ich kenne die Situation im Bistum Lugano nicht. Ich meine aber, dass bei uns die Pfarreiseelsorge sehr anspruchsvoll ist. Wir haben eine hohe Professionalität. Die Erwartungen der Leute an die Seelsorgenden sind hoch. Es reicht bei uns nicht, dass jemand einfach die Messe lesen kann. Die Texte auf Deutsch richtig ablesen und vielleicht eine aus dem Internet heruntergeladene Einleitung vorzutragen, genügt nicht. Vielleicht reicht das in einem anderen Kontext, aber bei uns nicht.

Was gibt es denn für andere Wege, die das Bistum einschlagen könnte? Was erhoffen Sie sich vom Bistum?

Ich glaube, wir müssen dazu Sorge tragen, dass der Priesterberuf seine Attraktivität behalten kann. Die Aufgaben des Priesters sollten zum Beispiel nicht auf den sakramentalen Dienst reduziert werden, sondern eine gewisse Breite behalten. Es braucht zudem eine Wertschätzung gegenüber jenen, die diesen Dienst ausüben. Diese Wertschätzung kann sich auch darin ausdrücken, dass jedem Priester ein gewisser Gestaltungsspielraum zugesprochen wird, in dem er seine Spezialität und Fähigkeiten einbringen kann. Im Eiskunstlaufen ist das die Kür. Der Priester sollte nicht einfach mit dem Pflichtprogramm zugedeckt werden. Das ist für mich sehr wichtig. Ich weiss, dass es auch Priester im Bistum gibt, die Änderungen bei den Zulassungsbedingungen zum Priesteramt fordern, um dadurch mehr Priester zu haben. Ich bin realistisch genug, dass dies in der heutigen kirchenpolitischen Situation schwierig ist. Veränderungen müssen da an anderer Stelle geschehen. Dies hängt nicht von mir ab.

Sie selber haben mit anderen jungen Priestern des Bistums eine Gebetsinitiative für Priesterberufungen gestartet. Weshalb?

Das war im Rahmen des Priesterjahres 2009/10. Wir haben damals gesagt, dass wir das Anliegen ins Bewusstsein der Öffentlichkeit heben möchten, nicht nur ins Bewusstsein der kirchlichen, sondern auch der grösseren Öffentlichkeit. Wir wollen damit zum Ausdruck bringen, dass es Priester braucht, aber auch, dass wir gerne Priester sind. Ich freue mich, in diesem Beruf zu stehen. Ich finde ihn spannend und erfüllend.

Was gefällt Ihnen besonders am Priestersein?

Die Vielseitigkeit der Aufgaben und Tätigkeiten, die Nähe zu den Menschen, ein grosser Gestaltungsfreiraum im Vergleich zu anderen Berufen. Mir gefällt es, mich beruflich immer wieder mit den Fragen nach dem Evangelium in dieser Welt zu beschäftigen und ihnen Raum, Zeit und Energie widmen zu können. Für meinen Entschluss, Priester zu werden, war auch sehr wichtig, dass ich etwas Ganzes machen wollte, etwas, das mich ganz in Anspruch nimmt, auch in meiner Lebensform und in meinem Lebensstil. Und das ist für mich bis heute attraktiv, auch wenn ich mittlerweile sehe, wie anspruchsvoll dies ist.

Wie ist Ihre eigene Entscheidung für den Priesterberuf zustande gekommen?

Ich hatte kein eigentliches Bekehrungserlebnis. Ich bin in der Pfarrei Wil SG aufgewachsen und erlebte das Pfarreileben als lebendig und spannend. Wir hatten gute Priester, auch junge Kapläne. Auslöser war schliesslich eine konkrete Predigt des damaligen Stadtpfarrers, der über den Priestermangel gesprochen hat, der in 15 bis 20 Jahren kommen werde. Diese Zeit ist jetzt bereits Vergangenheit. Er hat dies in seiner für mich sehr überzeugenden, einfachen, kernigen Art geschildert und gesagt, es sei doch schade; die Kirche lebt doch immer auch von Personen, die dafür stehen. Ich war damals in der zweiten Oberstufe. Auf dem Heimweg habe ich gedacht, ja er hat recht, weshalb nicht ich. Das war der unmittelbare Auslöser.

Welchen Einfluss hatten kirchliche Bewegungen auf Ihre Entscheidung?

Nur indirekt. Einer der Kapläne in Wil war in der charismatischen Bewegung aktiv und brachte dies in die Jugendarbeit der Pfarrei ein. Dort habe ich mitgemacht und mich auch engagiert. Ich gehörte aber nie einer Bewegung an, obwohl ich konkrete Anfragen hatte. Ich habe einige Priesterkollegen, die zum Beispiel bei der Schönstatt- oder Fokolarbewegung dabei sind. Ich finde den Austausch mit ihnen spannend, habe mich aber bewusst entschieden, nicht dazu zu gehören. Ich bin davon überzeugt, dass die Spiritualität eines Diözesanpriesters genügend Substanz hat und deshalb nicht noch etwas Zusätzliches hinzukommen muss. Ich kann aber das Bedürfnis gut nachvollziehen, sich zu vernetzen und verbindlich in einer Gemeinschaft unterwegs zu sein, was ja in diesen Bewegungen der Fall ist. Ich war unter den Diözesanpriestern immer einer von denen, die sich dafür eingesetzt haben.

Wenn Sie die Kraft für Ihre Tätigkeit als Priester nicht aus einer Bewegung holen, woher holen Sie sie dann?

Es ist ja nicht einfach nichts mehr da, wenn man die Bewegungen wegdenkt. Das regelmässige, tägliche Gebet ist für mich sehr wichtig. Es bedeutet mir sehr viel, auch unter der Woche jeden Tag mit einer Gemeinde Eucharistie feiern zu können. Das ist etwas sehr Einfaches und Schlichtes, etwas sehr Wesentliches. Da höre ich jeden Tag eine Lesung aus dem Alten Testament oder aus den Apostelbriefen, jeden Tag das Evangelium, jeden Tag die Zusage Gottes: „Ich bin da. Nicht, weil du oder ihr das macht, sondern weil ich mich schenke“. Mir ist auch der Zusammenhalt und der Kontakt mit anderen Priesterkollegen sehr wichtig. Manchmal ist es mehr ein Geben, manchmal mehr ein Nehmen, wie das in jeder Freundschaft der Fall ist.

Viele Diözesanpriester würden gerne in einer Gemeinschaft leben. Wie ist das bei Ihnen?

Das stimmt. Viele Diözesanpriester und Seminaristen haben heute den Wunsch nach einem gemeinschaftlichen Leben, einer *Vita communis*, in welcher Form auch immer. Bei mir war dieser Wunsch auch vorhanden. Als nach dem Wegzug der Kapuziner das Hospiz neben der Wallfahrtskirche frei wurde, hatte ich die Idee, hier eine kleine Gemeinschaft zu gründen, die zusammen wohnt und auch für Gäste offen ist. Wir sind dann gestartet, haben das Projekt aber im letzten Sommer beendet, weil es nicht funktioniert hat. Der Wunsch nach einem gemeinschaftlichen Leben ist auch heute noch nicht ganz verschwunden. Mittlerweile bin ich aber realistischer geworden, was neben der Pfarreiseelsorge und den sehr unregelmässigen Tagesabläufen überhaupt möglich ist. Aufgrund der gemachten Erfahrungen sehe ich es heute etwas differenzierter. Es gibt auch andere Formen von Gemeinschaft, die sehr wertvoll sind. Zum Beispiel wenn ich regelmässig mit jemandem zusammen esse oder wir im Seelsorgeteam ein- oder zweimal pro Woche zu festen Zeiten gemeinsam beten. Es gibt nicht nur das Zusammenwohnen.

Sie unterrichten seit einigen Jahren einen Tag pro Woche als Psychologe im interdiözesanen Einführungsjahr im Priesterseminar in Chur. Was ist dort konkret Ihre Aufgabe?

Am Einführungsjahr nehmen Männer teil, die sich mit dem Gedanken tragen, Priester zu werden, die diese Frage für sich prüfen, klären und vertiefen möchten. Meine Aufgabe besteht dabei darin, mit ihnen an ihrer eigenen Biografie zu arbeiten, über die eigene Lebens- und Glaubensbiografie nachzudenken und verschiedene Aspekte von Berufung mit ihnen anzuschauen.

Wie zeigt sich Berufung?

Mir gefällt das Bild, das ich vom jetzigen Novizenmeister der Jesuiten übernommen habe. Er spricht vom dreifachen Klang der Berufung. Es sind drei Klänge, die zusammenklingen. Der eine Klang ist meine eigene Natur, die ich mitbringe, meine eigene Geschichte, meine Fähigkeiten. Diese sagen mir etwas über meine Berufung.

Ein einfacher Vergleich: Wenn jemand gut mit Holz arbeiten kann, also genau arbeitet und ein handwerkliches Geschick besitzt, dann sagt ihm das etwas über seine Berufung, dann ist vielleicht Schreiner ein geeigneter Beruf für ihn. Das ist der eine Klang, der tragende Klang. Dann gibt es den lockenden Klang, das ist die Sehnsucht: „Was möchte ich? Was suche ich?“ Wenn ich vorhin gesagt habe, dass ich etwas Ganzes machen will, etwas Ganzheitliches, dann ist das der lockende Klang. Und dann gibt es noch den fordernden Klang. Das ist etwas, was von aussen an mich herantritt. Das kann ein Wort aus der Heiligen Schrift sein, das mich trifft, aber auch die Not der Zeit oder der Kirche. So waren für mich zum Beispiel die fehlenden Priester ein Auslöser, dass ich mich auf den Weg gemacht habe. Wenn diese drei Klänge so zusammenklingen, dass es einen stimmigen Dreiklang gibt, dann wird eine Berufung stimmig.

Sie haben in Ihrer Tätigkeit Kontakt mit Menschen, die heute Priester werden möchten. Was sind das für Leute?

Das ist eine spannende Frage. Ich habe gemerkt, dass mittlerweile bereits eine neue Generation herangewachsen ist, die einen anderen kirchlichen Erfahrungshintergrund mitbringt, als ich ihn noch erlebt habe. Schon in meiner Kindheit und Jugendzeit war die Kirche objektiv gesehen nicht mehr so selbstverständlich. Aber für mich selber, in meinem eigenen Erleben hat die Kirche einfach dazugehört. Da musste man sich nicht gross erklären. Das war einfach so. Entweder war man katholisch oder reformiert. Viele junge Männer, die heute Priester werden möchten, haben das nicht mehr in dieser Selbstverständlichkeit erlebt. Der Weg, den sie gehen, ist noch Exotischer geworden. Bei vielen spielen Erfahrungen in der Weltjugendtagsszene eine Rolle, weil sie dort den Glauben einmal als selbstverständlich erleben. Da müssen sie sich nicht ständig rechtfertigen. Ich glaube, dass dies für sie eine ganz wichtige Erfahrung ist.

Der Pastoraltheologe Isidor Baumgartner hat in empirischen Untersuchungen festgestellt, dass junge Priester von heute einerseits eine starke Spiritualität aufweisen, andererseits vom Typ her aber mehrheitlich nicht unbedingt Personen sind, die ihre Stärke als Pastoralmanager von grossen Pfarreien oder Seelsorgeeinheiten haben. Sehen sie das auch so?

Die Gefahr ist gross, dass die Kirche zu einem Pastoralbetrieb wird, der in organisatorischen Fragen aufgeht. Das schreckt heutige Priesteramtskandidaten sicher ab. Das schreckt auch mich ab. Ich spüre bei den jüngeren Priesteramtskandidaten zudem auch, dass die Frage nach einem Gemeinschaftsleben sehr präsent ist – sei es als klösterliche Gemeinschaft oder in irgendeiner Form auch als Gemeinschaft von Diözesanpriestern. Isidor Baumgartner macht auch noch auf einen anderen Punkt aufmerksam, wenn er das Persönlichkeitsprofil von jungen Priestern im Vergleich zu anderen jungen Männern anschaut. Er kommt dabei zum Schluss, dass es eher Leute seien, die keine grosse Pluralitätstoleranz hätten, die eine klare Linie, eine Einheit suchen würden. Der Umgang mit Spannungen, in welcher Form auch immer, sei für

sie eher schwierig. Ja. Das mag stimmen. Es freut mich aber auch, immer wieder feststellen zu dürfen, dass solche jungen Menschen einen Weg gehen und sich verändern können. Sie sind nicht einfach so und bleiben so. Menschen können sich auch entwickeln, wenn man sie entsprechend fördert und begleitet.

Unsere Studie wagt einen prognostischen Blick in die Zukunft. Wie sehen Sie Ihre eigene Situation als Diözesanpriester in zwanzig Jahren?

In zwanzig Jahren werde ich sechzig Jahre alt sein. Ich glaube, dass die Fundamente meiner Spiritualität, die ich jetzt lebe, bleiben werden. Ich hoffe, dass ich das tägliche Gebet weiterhin pflegen werde und die Eucharistiefeier nach wie vor einen wichtigen Platz in meinem Leben haben wird, genauso wie Freundschaften und Kollegen.

In zwanzig Jahren wird die Kirche kleiner sein. Es wird vermutlich weniger Geld zur Verfügung stehen und gewisse Strukturen werden nicht mehr finanziert werden können. Vermutlich wird es dann Grosspfarreien geben mit starken Orten, das ist zumindest meine Vision. Vielleicht werden auch die innerkirchlichen Spannungen zunehmen, da der Auftrag, Kirche in dieser Welt zu sein, noch anspruchsvoller werden wird. Es wird dabei sicher auch Gruppen geben, die die Lösung in der Abgrenzung von der Welt sehen und sich in ein Ghetto zurückziehen. Zu dieser Gruppe möchte ich nicht gehören. Ich hoffe, dass ich an dem Ort, an dem ich dann sein werde, weiterhin an der Frage, wie das Evangelium in diese Welt hineingetragen werden kann, mitarbeiten darf. Der Kontext wird sich dann verändert haben. Das Evangelium, das wir hören werden, wird aber immer noch das Gleiche sein.

Welche Hoffnungen haben Sie?

Mir tut es gut zu sehen, dass es nach wie vor junge Leute gibt – in den Bewegungen, in der Weltjugendtagsszene, auch in den Pfarreien – die als junge Menschen Kirche leben. Ich habe die Hoffnung und das Vertrauen, dass es solche jungen Menschen auch in zwanzig Jahren noch geben wird.